Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Parkinsons Gesetz

Der Ausdruck «Parkinson's Law» ist schon nach den ersten Veröffentlichungen im «Economist» geläufig geworden[1]. Auf der ganzen Welt wird damit jene Erscheinung umschrieben, die allen Administrationen in allen Ländern eigentümlich ist: nämlich sich ohne Relation zum Anfall an Arbeit zu vermehren, überhaupt typische Entwicklungstendenzen zu zeigen. Die Übersetzung ins Deutsche — die vorliegende ist mäßig gut und enthält mit dünnem Humor vorgetragene Nutzanwendungen auf deutsche Verhältnisse — war fällig; sie hat in kurzer Zeit das 40. Tausend erreicht.

Woher kommt es, daß wir so offensichtlich in Fiktionen leben? Daß viele Motive des Handelns — sie werden von Parkinson erbarmungslos bloßgelegt — so unsachlich sind? Wie kommt eine Wirtschaft, der es an Arbeitskräften mangelt, dazu, einen gigantischen Leerlauf zu finanzieren? Warum wird die wirkliche Wahrheit so schamhaft verschwiegen? Warum führt die Pressefreiheit dazu, daß die brennendsten Fragen mit so völliger Diskretion behandelt werden? Warum gibt es so viele Tabus in der modernen Welt? Woher der Zwang zum Konventionellen, woher anderseits die jederzeitige Möglichkeit des Rufmordes, aber auch das Fehlen aller wahren Toleranz?

Das Ganze ist Ironie und Wahrheit in einem, eine sehr englische Mischung von Sarkasmus und mildem Verständnis für die Unzulänglichkeiten unseres Tuns.

Das Buch setzt sich aus einer losen Folge von Beiträgen über allerhand abstruse Verhaltensweisen der modernen Gesellschaft, besonders aber über die fatale Eigengesetzlichkeit der von dieser Gesellschaft kreierten Institutionen zusammen. Am bekanntesten ist das von Parkinson entdeckte und nach ihm benannte Gesetz der wachsenden Pyramide des Verwaltungswesens. Man könnte es auch das Gesetz der bürokratischen Zellteilung nennen. Das Gesetz wird entwickelt beispielsweise an folgendem Phänomen:

Die britische Marine umfaßte im Jahre 1914 146 000 Seeoffiziere und Matrosen, 3249 Werftbeamte und -angestellte, 57 000 Werftarbeiter. Im Jahre 1928 gab es nur noch 100 000 Seeoffiziere und Matrosen, die Zahl der Werftarbeiter hatte sich auf 62 439 vermehrt, die Werftbeamten und die -angestellten waren auf eine Kopfzahl von 4558 angestiegen. Inzwischen war aber die Kampfkraft der Schlachtschiffe auf einen Bruchteil von 1914 gesunken — weniger als 20 Großkampfschiffe im Jahre 1928 gegenüber 62 Anno 1914! Es war eine großartige «Marine zu Land» entstanden. Solcher Beispiele gibt es viele, und der Verfasser — dessen Name offenbar ein Pseudonym ist — leitet daraus eine hochwissenschaftliche Formel ab, aus der das Anwachsen des Verwaltungsapparates ohne Rücksicht auf die Variationen der Arbeitsgänge abgelesen werden kann. Wie jedes soziologische Gesetz hat auch dieses — der Augenschein in der Schweiz bestätigt das — weltweite Geltung. Noch schlimmer: Die Bürokratie ist der Tod jeder Initiative. Der schönste Gedanke stirbt ab, sobald sich die Administration seiner bemächtigt. Die Mumifizierung findet sinnfälligen Ausdruck bei den von Parkinson so genannten «vorgeplanten

[1] C. Northcote Parkinson: Parkinson's Law, John Mury, London 1958. Deutsche Ausgabe: C. Northcote Parkinson: Parkinsons Gesetz und andere Untersuchungen über die Verwaltung. Econ-Verlag, Düsseldorf 1959.

Mausoleen» oder den großen Verwaltungsblöcken. Im Augenblick, da man in Genf den Völkerbundspalast baute, war die Idee des Völkerbundes tot. Wo Verwaltungsgebäude als Ausdruck unseres Jahrhunderts stehen, verflüchtigt sich der Geist, der daselbst behaust werden sollte. Hoffentlich treffen diese prekären Aussichten nicht für das Pentagon, den Sitz der UNO und ähnliche Symbole der Jetztzeit zu!

In gleich munterer Weise werden der Parlamentarismus, die sowohl in der Privatwirtschaft als auch beim Staat praktizierten fragwürdigen Prinzipien der Begabtenauslese, der Byzantinismus, der um Direktoren, Verwaltungsräte und Kabinette herum betrieben wird, erörtert. Der Koeffizient der Unfähigkeit der führenden Leute in Staat und Wirtschaft wird — der Bedeutung der Sache gemäß — nach einer sehr komplizierten Formel berechnet, wobei die Zahl der Vorzimmerdamen, die Länge der in diesen Vorzimmern vorhandenen Teppiche und ähnliche Faktoren grundlegend sind. Die Kritik ist beißend, aber, wie es englischer Art entspricht, auch versöhnlich und wegen des beträchtlichen Kerns an Wahrheit durchaus erträglich. Wo die Darlegungen allzu unernsthaft werden, erreicht der Verfasser Grenzen seiner Möglichkeiten, so etwa im Beitrag «Palmhütte bis Packard oder eine Formel für Erfolgreiche». In den meisten Aufsätzen ist das Buch aber amüsant und hält unserer Staats- und Industriegesellschaft einen Spiegel vor, der vergrößert, nicht vergröbert und das Doppelbödige unserer scheinbaren Selbstsicherheit sichtbar werden läßt.

Parkinson steht in der Nachfolge von Swift. Es stellt unserer Zeit kein schlechtes Zeugnis aus, daß erstens so etwas geschrieben werden konnte und daß zweitens die Reaktion in allen Ländern so verständnisvoll war. Ein schweizerischer Bundesrat hat kürzlich «Parkinson's Law» zitiert, was sowohl für Parkinson wie auch für ihn selbst schmeichelhaft ist.

Leo Schürmann

Manzoni: Dichter, Denker, Patriot

Eine von jahrelanger intensiver Versenkung in den hohen Gegenstand und in dessen mannigfache Aspekte zeugende, gefällig ausgestattete Studie[1]. Im Mailänder Centro di Studi Manzoniani sah sich Margareta Hudig-Frey gründlich um, vor allem aber arbeitete sie emsig in ihrer stillen Locarneser Behausung mit den weiten Fenstern, durch die so viel lombardischer Himmel einstrahlt: «quel cielo di Lombardia, così bello quand'è bello, così splendido, così in pace.»

Kein Wunder, daß die gelehrte Inhaberin dieser Wohnstätte sich gerade dem großen Lombarden zuwandte, ihn in seiner komplexen Entwicklung verfolgen, in seiner charakterhaften Haltung ergründen wollte. Ihr besonderes Anliegen war, Mensch und Werke in enge Beziehung zu setzen. Dabei verweilt sie auf Alessandro Manzonis für sein dichterisches Schaffen so bedeutsamer religiöser, philosophischer und politischer Wandlung. Mit berechtigter Sympathie verweilt sie auch auf der Gestalt seiner feinfühligen, ihm richtungweisenden ersten Gattin, der Genferin Enrichetta Blondel, auf seiner mit ihr erkämpften Verankerung in einem jedem Klerikalismus abholden Katholizismus, auf seiner Treue auch zum liberalen Ideengut des italienischen Risorgimento.

Manzonis politische Gedichte, religiöse Hymnen und historische Tragödien sehen wir gewissermaßen naturnotwendig entstehen und ebenfalls seine Untersuchungen auf religiösem, geschichtlichem und sprachlichem Gebiet. Umsichtig führt uns Frau Hudig-Frey zu seinem Hauptwerk, zum Ro-

[1] Francke-Verlag, Bern 1959.

man *I Promessi Sposi* hin, wenn auch nicht ausgiebig hinein. Wenig nur meint sie verraten zu müssen von dessen souverän künstlerischer Artung und Struktur, der ihm eigenen Poesie, der lebendigen Einprägsamkeit der Personen, von dem weisen Humor, der subtilen Ironie, die so manche Seite durchlichten. Näheres Erspähen und Erlauschen versagt sich die Verfasserin — zu Recht? zu Unrecht? —, weil schon «unendlich viel» (gemeint: allzuviel?) «über ‚Die Verlobten' geschrieben worden ist» und man gut tut, sie, «wie alle wahre Kunst, ehrfurchtsvoll hinzunehmen und auf sich wirken zu lassen».

So wohltuend eine gewisse Scheu und Zurückhaltung vor erhabenen Werken der Kunst berühren mag, vermutlich könnte hier doch dem einen und andern Leser ein erwartetes Etwas fehlen, welches über das Wissen um Entstehung und Zielsetzung des Romans hinausgeht und zur betastenden befragenden Einfühlung gelangt.

Für Freunde der italienischen Literatur, denen es weniger auf die wissenschaftliche Einreihung Manzonis ankommt denn auf rein menschliches Verstehen seiner Persönlichkeit und auf den Genuß seines Wortes, dürften in die von der Verfasserin wahlsicher zusammengestellte Bibliographie folgende Namen und Titel beigefügt werden: Mario Borsa, *Un Manzoni alla buona;* Cesare Angelini, *Il dono del Manzoni* und *Invito al Manzoni;* Francesco Chiesa, *Dante Alighieri, Alessandro Manzoni*, zwei Reden von hochwertig persönlichem Zauber.

Betont sei noch, daß Margareta Hudig-Frey mehrfach Goethes Anteilnahme an Manzonis Veröffentlichungen hervorhebt, eine meistenteils bewundernde Anteilnahme, die in das schlicht wesentliche Bekenntnis einmündet: «Manzoni hilft uns zu guten Gedanken.»

Elsa Nerina Baragiola

Neue Goethe-Literatur

Der alte Goethe

«Das was Du lebst ist besser als was Du schreibst»: der alte Goethe erinnert sich des «schmeichelnden Vorwurfs», den ihm ein Jugendfreund machte. Eine Ahnung dieser Lebenswirklichkeit vermitteln auch uns noch die *Briefe*, von denen rund 14 000 überliefert sind. Aus ihrem mächtigen Korpus hat *Rudolf Bach* eine Auswahl getroffen, die, nach seinem plötzlichen Tod von Thea Bach-von Seuffert und H. H. Borcherdt vollendet, die ganze Weite von Goethes Persönlichkeit mit der Vielfalt ihrer menschlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Eigenschaften und Eigenheiten erscheinen läßt[1]. Ihr besonderes Gepräge empfängt sie dadurch, daß sie mit Betonung die Altersbriefe heranzieht, die ja vor allem die «Universalität dieses modernsten aller Geister offenbaren», wie das Nachwort von Borcherdt formuliert. Die echte Aktualität des hinter dieser Sammlung wirkenden Goethebildes drückt sich darin aus. Nicht mehr in erster Linie das junge Genie, auch nicht der Klassiker und Freund der Frau von Stein und Schillers zieht uns heute in seinen Bann, sondern namentlich ist der Alte von Weimar, dessen Erbe zu den lebendigen Anliegen unserer Zeit gehört.

So meint etwa *Hans Joachim Schrimpf* in seiner sehr bemerkenswerten, besonders um den Gehalt der Wanderjahre bemühten Erstlingsschrift *Das Weltbild des späten Goethe:* «Die Erfüllung und das höchste Vermächtnis von Goethes Leben ist nicht die Klassik, sondern sein Alterswerk[2].»

Dieses Alterswerk ist freilich geheimnisvoll verschlüsselt und nicht ohne weiteres zugänglich. Goethe selber schreibt einmal im Blick auf Faust II: «Da sich gar manches unserer Erfahrungen nicht rund aussprechen und direkt mitteilen läßt, so habe ich seit

langem das Mittel gewählt, durch einander gegenübergestellte und sich gleichsam ineinander abspiegelnde Gebilde den geheimeren Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren.» Es ist das Verdienst von *Wilhelm Emrich*, in seinem grundlegenden Buch *Die Symbolik von Faust II, Sinn und Vorformen* den Weg zum Verständnis der sinnschweren Zeichen- und Symbolsprache des greisen Goethe geöffnet zu haben[3]. In weit ausholenden Untersuchungen zeigt er, wie es im Gesamtwerk des Dichters vom Sturm und Drang bis in die Spätklassik ein in sich zusammenhängendes Gefüge von Symbolen, ein Bildnetz, ein Gleichnissystem gibt, aus dem die Symbolik von Faust II sich entfaltet. «Wie ein vielverschlungener Urwald» wächst das Drama aus dieser «Fülle längst geformter, geliebter und mit sorgfältig gehegten ‚Geheimnissen' und Bedeutungen versehener Bilder, Gestalten und Wesenheiten herauf, die... auf Grund ihres langsamen, jahrzehntelangen Werdens und Reifens auf eine lebensgesetzliche Mitte verweisen, auf eine innere Nötigung Goethes, so und nicht anders die Frucht seines Fühlens, Anschauens und Glaubens zu gestalten». Bedeutungsgeladene Grundsymbole wie Schleier, Granit, Licht, Höhle, Gold ziehen sich «wie stoff- und handlungsentbundene Leitmotive» durch die Dichtung, sie verleihen ihr Sinneinheit und Sinntiefe über Handlungsablauf, Personencharakteristik, Idee usw. hinweg, die ja «mehr oder weniger nur der ‚Zeit' oder einer zufälligen Wirklichkeit verschrieben sind», welche den Greis wenig mehr kümmert. So wird sein Drama «gleichsam zum Schauplatz unaufhörlicher Wiederholungen des gleichen Urphänomens in jeweils wechselnden Bildern». Ob man eine Dichtung wie Faust II wirklich derart nur aus dem Quellen und Weben des imaginierenden Geistes verstehen kann wie vielleicht ein Werk von Klee oder Kafka? Ob nicht doch ein vernünftiger Handlungszusammenhang zu suchen ist, auch wenn er oft nur zu «supplieren» wäre? Ich weiß es nicht. Jedenfalls: die Einsichten Emrichs in das Wesen der Goetheschen Symbolsprache und die Art, wie er sie entziffert, bleiben eine erstaunliche Leistung; seine eigentliche Faustinterpretation aber ist, von einzelnen Fehldeutungen ganz abgesehen, vielleicht auf die andere Seite hin ebenso einseitig wie die inhaltlich-rationale Auslegung von früher.

Der Erkenntnis des alten Goethe dienen weiter zwei ganz verschiedene, aber gleich bedeutsame Publikationen. Im Rahmen einer umfassenden Bestandesaufnahme seiner Sammlungen zur Kunst, Literatur und Naturwissenschaft legt *Hans Ruppert* den Katalog von *Goethes Bibliothek* vor[4]. Er verzeichnet auf 826 Seiten, nach Sachgebieten geordnet, rund 5400 Titel. Außer den üblichen Angaben vermittelt er alles, was über die Benützung, Widmungen, Erwerb und anderes Aufschluß gibt. Ein dringendes Anliegen der Spezialforschung wird durch dieses Werk endlich erfüllt.

Um ein Geschenk für jeden Goethefreund handelt es sich bei dem Briefwechsel *Goethe und Reinhard*. Er erscheint zum ersten Male vollständig und mit der Vorrede des *Kanzlers von Müller*, die in der von diesem veranstalteten Ausgabe von 1850 unterdrückt worden war. *Otto Heuschele*, der auch das gute Nachwort schrieb, hat die Neuausgabe angeregt. Den vorbildlichen Apparat besorgte ein Mitarbeiterstab unter Leitung von Else R. Groß und Gerhard Ihme[5]. Es ist merkwürdig, daß diese Korrespondenz als Ganzes so lange fast verschollen blieb. Schon die Schicksale und die Person des Grafen Reinhard verdienen besondere Beachtung. Der schwäbische Pfarrerssohn und Theologe, als Hauslehrer in Bordeaux von der Revolution ergriffen, durchlief eine glänzende Karriere als französischer Diplomat. Kurze Zeit wirkte er, wohl als Platzhalter von Talleyrand, sogar als Außenminister. Am Schluß seines Lebens — er starb 1837 — war er Träger des Großkreuzes der Ehrenlegion, Pair de France, Vizepräsident der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Der dreiundachtzigjährige Talleyrand hielt im Institut die Gedenkrede auf

ihn. Wenn er in wechselvoller Laufbahn nicht nur Robespierre und Napoleon, sondern auch die Bourbonen und die Julirevolution überdauerte, so war das nicht seiner besonderen Wendigkeit zuzuschreiben, sondern im Gegenteil seinem unanfechtbaren Charakter. Napoleon, der ihn nicht mochte, schrieb einmal bezeichnend über ihn: «Je charge Reinhard de cette mission, parceque je ne veux point de ce tripotage d'argent, qui déshonore les gouvernements.» — Dieser Weltmann, dieser Mann erfolgreichen Wirkens war innerlich tief zerrissen und immer wieder von schweren Verdüsterungen heimgesucht. Im besonderen litt er unter seiner Stellung zwischen den Nationen. Er fühlte sich «in jedem Sinn als ein Mensch ohne Vaterland». In diesem Schmerz muß ihm die Freundschaft Goethes eine erlösende Hilfe geworden sein. Sie begegneten sich 1807 in Karlsbad, wo Reinhard nach besonders harten Schicksalen Erholung suchte, und schienen sofort «großes Behagen aneinander zu finden». «Sie sind in jedem Sinn mein Wohltäter geworden, und ich gehöre Ihnen ewig an», bekennt Reinhard nach dem Abschied. Immer wieder tauchen Beteuerungen der Verehrung, der Liebe ergreifend in den Briefen des im Grunde scheuen und verschlossenen Mannes auf. Wieviel dessen Neigung und Verständnis umgekehrt für Goethe bedeutete, läßt sich ahnen. Er hat ihm nicht nur Sulpiz Boisserée zugeführt und stets von neuem «Welt» nahegebracht, vor allem gehört er zu jenen Freunden, an die er im Stillen seine Schriften gerichtet denkt. So wird dieser Briefwechsel, über das Gewicht der einzelnen Konfessionen Goethes hinaus, die er birgt, in seiner Gesamtheit als Denkmal einer beide Teile ehrenden, zartesten Altersfreundschaft aufschlußreich und eindrucksvoll.

Natur und Kunst

Reinhard hat nicht zuletzt durch sein Eingehen auf die *Farbenlehre* den Dichter für sich gewonnen. Dieser neigte immer wieder dazu, seine optischen Studien für seine bedeutendste Leistung zu halten. Nach Eckermanns Bericht sagte er noch 1829: «Daß ich in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute.» Als das Werk 1810 erschien, war er sich «einer so vollkommenen Unteilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit» doch nicht gewärtig, wie er sie erfahren mußte. Seit man erkannt hat, daß diese umfangreichen Beobachtungs- und Versuchsreihen über die Welt des Auges etwas durchaus anderes sind als die physikalische Optik, erblickt man auch in der Farbenlehre mehr als nur eine bedauerliche Entgleisung des Großen. In der vollständigen Ausgabe der *Schriften zur Naturwissenschaft*, die von der *Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina* veranstaltet wird, sind als Bd. 7 die illuminierten *Tafeln* mit den Erklärungen Goethes erschienen. Entwürfe zu den Bildern, die «Anzeige und Übersicht» u. a. ergänzen den kostbaren Kunstdruckband, den *Rupprecht Matthaei*, wohl der beste Kenner der Materie, bearbeitet hat. *Dorothea Kuhn* ediert als Bd. 6 den *Historischen Teil*, dessen Lektüre man auch dem Laien nicht warm genug empfehlen kann[6]. Es handelt sich um nichts Geringeres als um einen Abriß der Geistesgeschichte von einer Sonderfrage her, in einer Sprache vorgetragen, die nach Andreas Speisers Wort «nirgends einen toten Punkt aufweist und die man nur mit Platos Prosa vergleichen kann».

Die geistreichen geschichtsphilosophischen Spekulationen von *Otto Westphal*, *Die Weltgeschichte im Spiegel von Goethes Farbenlehre*, haben mit dem Werk nur insofern zu tun, als sie sich der im didaktischen Teil entwickelten Begriffe Polarität und Steigerung bedienen[7].

Mit dem Werden von Goethes Morphologie beschäftigt sich *Hermann Bräuning-Oktavio* in seiner die Ergebnisse jahrzehntelanger Forschungen zusammenfassenden Abhandlung *Vom Zwischenkieferknochen zur Idee des Typus*[8]. Die strenge, in jedem Detail genauestens belegte Arbeit macht mit dem

Geist von Goethes naturwissenschaftlichem Forschen tiefer vertraut als alle Darstellungen von oben herein. Sie zeigt, wie systematisch und selbständig er untersucht hat, in welchem Umfang er aber auch die Fachliteratur heranzog und ihr verpflichtet war. Wichtiges Licht fällt u. a. auf die Beziehung zu Merck, dem schon eine der klärenden Vorarbeiten des Verfassers gewidmet war.

Man las sie, wie jetzt eine Folge ungedruckter Briefe Mercks, im *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft*. Dessen neueste Bände breiten einen ungewöhnlichen Reichtum vor dem Leser aus[9]. Zur Hauptsache empfangen sie ihr Gewicht durch wesentliche Beiträge zu Goethes Weltbild. So bringt Bd. 18 neben dem Festvortrag von W. Gerlach vor der Hauptversammlung 1956 «Aufgabe und Wert der Naturwissenschaft im Urteil Goethes» namentlich die beiden Diskussionsvorträge von Hans Mayer und Wolfgang Schadewaldt über «Goethes Begriff der Realität». In Bd. 19 stehen mit den Darlegungen des Herausgebers *Andreas B. Wachsmuth* «Die Magia naturalis im Weltbilde Goethes» und Franz Göttings «Die Christusfrage in der Freundschaft zwischen Goethe und Lavater» Probleme der religiösen Entwicklung im Vordergrund. Wie üblich hat Heinz Nicolai sich durch Bearbeitung der Jahres-Bibliographien verdient gemacht.

Sie bilden eine willkommene Fortsetzung der großen *Goethe-Bibliographie* von *Hans Pyritz* und *Paul Raabe*, deren Bedeutung hier schon gewürdigt worden ist. Lieferung 3 mit dem Kernstück «Goethes Entwicklungsgeschichte» läßt die Vorzüge der starken Aufgliederung, welche Strukturen sichtbar macht und Lücken des Schrifttums aufzeigt, besonders deutlich in Erscheinung treten, allerdings auch gewisse Nachteile, indem die Vorbemerkungen und Verweise zu ungewöhnlichem Umfang anschwellen[10].

Mit Goethes Naturwissenschaft hängt aufs engste seine Kunstauffassung zusammen, wie jeder Leser der Italienischen Reise weiß. Es mag an der Abwehr unserer Zeit gegen alles Klassische liegen, daß dieser Bereich seines Schaffens heute gern etwas abschätzig behandelt wird. Mit solchen Vorurteilen vermag *Matthijs Jolles*, Professor in Chicago, aufzuräumen, der in souveräner Darstellung die Wesenszüge von *Goethes Kunstanschauung* entwickelt[11]. Er geht vom «Nächsten», von einer wunderbar eindringlichen Interpretation des Propyläenaufsatzes «Der Sammler und die Seinigen» aus. Hier gewinnt er die Kategorien, nach denen er die Eigentümlichkeit von Goethes Denken überhaupt und, im Kreislauf wieder zum Besonderen zurückkehrend, die einige Mannigfaltigkeit oder mannigfaltige Einheit seiner Gedanken über Kunst und Literatur aufweisen kann. Dergestalt spiegelt sich schon im Weg der Untersuchung die Art wider, wie Goethe selber die Dinge anzusehen pflegte, jene «zarte Empirie», die das Allgemeine im Konkreten zu erschauen, das Einzelne vom Ganzen her zu verstehen sucht. Dank diesem Verfahren gelingt es Jolles vor allem, Goethes Kunstlehre in ihrem organischen Zusammenhang als eine lebendige Einheit zu erfassen. Man begreift, was diese «Welt im Innersten zusammenhält». Darum geht von dem außerordentlichen Buch, dessen Sprache dem Gegenstand angemessen und völlig ohne Manier ist, selber Leben aus. Mit Selbstverständlichkeit kann es am Schluß in die heutige Aussprache über das literarische Kunstwerk einmünden.

Daneben hat *Paul Menzers* Versuch über *Goethes Ästhetik* wenig zu bedeuten, eine gewissenhaft referierte, am chronologischen Faden aufgereihte, recht trockene Ausbreitung von Stoff, die eben das vermissen läßt, was Jolles' Leistung auszeichnet: das geistige Band[12].

Unter dem etwas anspruchsvollen Titel *Goethe und die bildende Kunst* legt *W. G. Oschilewski* drei anregende kleine Aufsätze vor[13]. Wirkliches Neuland erschließt *Gisela Sichardt* in ihrer Untersuchung *Das Weimarer Liebhabertheater unter Goethes Leitung*[14]. Durch umsichtigste Auswertung eines großen, meist ungedruckten Quellenmaterials, z. B. von Rechnungsbüchern, erarbeitet sie ein er-

staunlich rundes Bild jener «Studiobühne», auf der Goethe die richtungweisenden Erfahrungen für sein späteres Wirken als Gestalter des klassischen Theaters sammelte.

Die Akademie-Ausgabe

Le roi est mort, vive le roi! Man hat gemeint, die Zeit der Goethephilologie sei vorüber, und schon ist eine neue Goethephilologie am Werk, die sich durch imponierende Leistungen verschiedener Art ausweist. Die strahlungskräftige Mitte dieses Dienstes am Wort des Dichters ist die Reihe *Werke Goethes*, die von der *Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin* unter Leitung von *Ernst Grumach* herausgegeben wird. Sie ist bestimmt, die erste Abteilung der Weimarer Ausgabe zu ersetzen. Die Einsicht in deren oft beklagte Mängel führte zu dem Entschluß, die ganze unermeßliche Arbeit der kritischen Textgestaltung noch einmal durchzuführen, auf Grund wesentlich erweiterter und vertiefter Kenntnisse, mit geschärften Methoden und nach gereiften Grundsätzen. Kein Wort bewundernder Dankbarkeit ist zu hoch gegriffen, um zu kennzeichnen, was hier mit beispielhafter Treue in der Stille geleistet wird. Man kann es als «Kommaphilologie» verspotten. Aber die Wiederherstellung der eigentümlichen Vortragsinterpunktion Goethes zum Beispiel, um die es u. a. geht, greift ja nicht nur tief in Klang und Rhythmus seines Verses hinein, sondern in dessen Sinn und Gehalt, d. h. die richtige Zeichensetzung wird nicht selten entscheidend für das Verständnis. So legt diese in mühevoller Kleinarbeit errungene Sicherung seines Textes den Grund für alle interpretatorische und geistesgeschichtliche Auseinandersetzung mit ihm.

Seit hier zuletzt darüber berichtet werden durfte, ist das große Werk um mehrere, schon durch die unaufdringliche Gediegenheit ihrer äußeren Form gewinnende Bände angewachsen[15]. *Renate Fischer-Lamberg* eröffnet die Folge *Wilhelm Meister* mit der *Theatralischen Sendung*. *Egmont*, bearbeitet von *Elisabeth Völker*, erscheint, nach einer eigenhändigen Abschrift des Dichters aus Rom, erstmals ohne die Änderungen Herders. Der von *Ilse-Marie Kümmel* betreute Doppelband *Dramen und dramatische Szenen vor der Jahrhundertwende (1788—1799)* vereinigt außer den Stücken zur französischen Revolution die der Theaterpraxis dienenden Arbeiten des Zeitraums, insbesondere die im Hinblick auf Faust II heute stärker beachteten Bemühungen Goethes um die Oper. *Ernst Grumach* selber gibt, in Gemeinschaft mit *Inge Jensen*, *Faust, der Tragödie ersten Teil* heraus und, als Ergänzungsband in Breitformat, einen schlechthin vollkommenen Paralleldruck von *Urfaust, Fragment und Faust I*. Besonders eindrucksvoll ist der von *Jutta Neuendorff-Fürstenau* besorgte *Götz*, ein mächtiger Band von 2 mal 293 S., da wiederum der Endfassung die stark abweichende Urform gegenübergestellt ist. Ohne je den organischen Werkzusammenhang aus dem Auge zu verlieren, kann hier der Benützer beispielsweise verfolgen, mit welcher genialen Sicherheit der jugendliche Dichter bereits zu jenem «ästhetischen Lakonismus» gelangt, von dem viel später der alte einmal spricht (Fragment «Individualpoesie»).

Mit bewundernswerter Energie ist im Zusammenhang mit der Ausgabe ein weiteres Unternehmen eingeleitet worden, das für die Erforschung der Sprache des jungen Goethe und darüber hinaus seiner Zeit unschätzbare Hilfe leisten wird: das *Wörterbuch zu Goethes Werther* von *Erna Merker*, unter Mitarbeit von Johanna Graefe und Fritz Merbach[16]. Auf der synoptischen Edition des Romans beruhend, erfaßt es seinen gesamten Wortbestand und verzeichnet, außer bei häufigen Wörtern von geringem Bedeutungsgehalt, alle Belege. In umfangreichen Artikeln, etwa dem für die Werthersprache besonders bezeichnenden «all», wird in differenzierender Gliederung der ganze Kreis der Bedeutungen genau bestimmt. Die erste Lieferung geht auf 94 zweispaltigen Großquartseiten von «ab» bis «düster».

Vergleichende Einblicke in Goethes lyrisches Schaffen ermöglichen die von *Wal-*

traut Meschke in Entwicklungs- und Motivreihen dargebotenen *Gedichte Goethes, veranschaulicht nach Form- und Strukturwandel*[17]. Die instruktive Auswahl, Bd. 1 der «Studienausgaben zur neueren deutschen Literatur», empfiehlt sich namentlich als Arbeitsbuch für den akademischen Unterricht.

Schließlich sei an dieser Stelle noch auf die Edition von *Goethes Tagebüchern* bei *Cotta* hingewiesen. Im Rahmen der prachtvollen neuen Gesamtausgabe seiner Werke und Schriften durch *Gerhart Baumann* werden sie, zum ersten Male seit der Weimarer Ausgabe und gestützt auf deren Text, wieder im ganzen vorgelegt. Der erste der vier Dünndruckbände führt auf über 1000 Seiten bis 1810[18]. Goethes Tagebücher, eine wissenschaftliche Quelle ersten Ranges, sind kein literarisch durchgebildetes Werk. Besonders in der Spätzeit, wo sie mit größter Regelmäßigkeit diktiert werden, handelt es sich auf weite Strecken um trockene Registratur, die von Tag zu Tag Arbeiten, Lektüre, Korrespondenz, Umgang, Gesprächsgegenstände usw. in Merkworten festhält. Damit zeichnet sich zwar für den Wissenden die Breite dieser Existenz ab, doch die Einträge gewähren, anders als die Briefe oder Gespräche, selten unmittelbaren Einblick in Goethes Leben und Denken. Eine Vorstellung von ihnen, die den meisten Lesern genügen dürfte, vermittelt die Auswahl von *Herbert Nette*[19]. Leider läßt sich der Grad der Verdünnung auf keine Weise anschaulich machen.

Biographisches

Herman Grimm, der Sohn Wilhelms, hat Goethe nicht mehr gekannt, aber er wuchs in einem Kreis heran, in dem die Erinnerung an ihn noch lebendiger Besitz war. Das gibt seinem Goethebild die persönliche Note. Darüber hinaus sind diese in der Ära Bismarck gehaltenen Vorlesungen ein geschichtliches Dokument. Grimm selber hat denn auch sein Buch, obschon es nach Eröffnung des Weimarer Archivs sachlich bald überholt war, stets in der ursprünglichen Form belassen. Die Neuausgabe von *Reinhard Buchwald, Das Leben Goethes*, an sich verdienstlich, wird dadurch entwertet, daß sie nach Titel, Inhalt und sogar Sprache stark bearbeitet ist[20]. Damit entsteht ein Zwitterding, das niemand dient.

Wer eine knappe, der heutigen Kenntnis entsprechende Einführung in Goethes Leben und Werk sucht, der greife zu dem *Goethe* von *Hans Böhm*, der in dichter und doch lesbarer Darstellung das Wesentliche herausarbeitet[21]. Als Vademekum des Goethefreundes ist die *Chronik von Goethes Leben* von *Franz Götting* seit langem unentbehrlich[22]. Jede Neuauflage dieses Buches der Daten und Tatsachen verrät die immer wieder sorglich bessernde Hand.

Vor *Goethe, eine Bildbiographie* von *Rud. K. Goldschmit-Jentner*, muß gewarnt werden, und zwar in erster Linie wegen des fahrlässigen Textes. Er ist in wichtigen Punkten falsch oder schief und strotzt nur so von übelsten Stilblüten, ja grammatikalischen Schnitzern[23]. *Das Goethehaus in Weimar* stellt *Walter Dexel* in einem gepflegten Bändchen der Sammlung «Wohnkunst und Hausrat, einst und jetzt» mit trefflicher Einleitung in guten Aufnahmen vor[24]. *Frau Rat Goethe, ihr Leben in Bildern*, von *Arno Sachse* bietet, mit kundigem Begleittext, 90 Abb., leider klein und unbefriedigend reproduziert[25].

Goethes Ehe und namentlich die Person seiner Lebensgefährtin war einst und ist heute noch umstritten. Wer sich ein Urteil bilden will, der lese *Goethes Ehe in Briefen*. Das Buch ist ein unveränderter Neudruck der dritten, einbändigen Auflage des Briefwechsels mit Christiane, zu der *H. G. Gräf* († 1942) seine ursprüngliche Ausgabe von 1916 zusammengezogen hat[26]. Dieser Briefwechsel gehört gewiß nicht zu den bedeutenden, aber der häusliche Goethe erscheint darin mit menschlich liebenswerten Zügen.

Wolfgang Vulpius, ein Nachfahr von Christianes Bruder, dem Rinaldo Rinaldini-Verfasser, hat, z. T. auf Grund neuer Quellen, *Christiane* eine Biographie gewidmet[27].

Sie hält in Umfang und Urteil das rechte Maß, an einigen Stellen huldigt sie volksdemokratischen Gemeinplätzen.

Eine neue Deutung von Goethes Verhältnis zu Charlotte von Stein verheißt *Walter Hof* unter dem Titel *Wo sich der Weg zum Kreise schließt*[28]. Der Verlust Charlottes wäre die große Katastrophe, die der Dichter nie verwunden und erst in den Wahlverwandtschaften, ja in Makarie bewältigt hätte. Die Ausführungen haben mich nicht überzeugt. Die Interpretationen, die doch die Probe aufs Exempel geben müßten, gehören in ihrer Werkferne zum Schwächsten an dem prätentiösen Buch.

Die liebevoll gestalteten Gaben der Goethe-Gesellschaft Kassel *W. v. Scholz, Goethe in der Schweiz*, und *Ernst Sennhenn, Gedanken über Goethe und Gerhart Hauptmann*, können hier nur genannt werden[29]. Aufmerksamkeit verdient vor allem noch der kenntnisreiche Versuch von *Eugen Wolf, Über die Selbstbewahrung*[30]. Indem er Goethes Entwicklung unter dem Sehwinkel der Distanzfrage betrachtet, führt er in Fragen, die gerade im heutigen Zeitalter der in verschiedenen Formen drohenden Vermassung jeden Einzelnen betreffen.

Deutung

Im Sommer 1958 ging die Meldung durch die Presse, daß der Greifswalder Dozentin Professor *Hildegard Emmel* die «wissenschaftliche Befähigung und politische Reife für ihr Lehramt» abgesprochen worden sei, weil ihr jüngstes Buch «reaktionären Charakter» trage. Dieses Buch, *Weltklage und Bild der Welt in der Dichtung Goethes*, eine gewiß etwas salzlose, doch wissenschaftlich saubere Arbeit, hebt in einer Folge zusammenhängender Interpretationen die pessimistische Komponente hervor, die sich neben der Daseinsbejahung durch das Schaffen des Dichters zieht[31].

Was für ein Goethebild an ostdeutschen Schulen zu vertreten ist, zeigt der von einem *Kollektiv für Literaturgeschichte* herausgegebene umfangreiche Band *Klassik*, ein Hilfsbuch für den Lehrer in Form einer zu fortlaufendem Text zusammengesetzten Anthologie[32]. Neben (bereits nicht mehr ganz unangefochtenen) Koryphäen wie Lukàcs oder Hans Mayer findet sich, leicht retouchiert, auch Hermann Hettner und sogar Ad. Biese unter den Autoren. Die gesamte «imperialistisch-bourgeoise» Wissenschaft von Burdach bis Beutler oder Staiger dagegen ist ausgeklammert. Den Löwenanteil halten eigens für den Band geschriebene Beiträge junger «fortschrittlicher Literaturwissenschaftler», die geeignet sind, «zahlreiche immer noch weit verbreitete, überholte, falsche und reaktionäre Ansichten zu entkräften und für eine neue, richtige und bessere Auffassung zu wirken», d. h. sie sollen durchweg die literarischen Erscheinungen von den marxistisch gesehenen Gesellschaftsgrundlagen her, aus der «Fäulniskrise des Feudalismus» und dem Aufbruch einer «progressiven Intelligenz» begreifen. Als Probe genüge ein Satz des von der Universitätskrise in der DDR her bekannten Wilhelm Girnus über den Straßburger Goethe: «Wie ein gewaltiger Sturzbach beginnt seine Lyrik zu rauschen, seit der elektrische Funke zwischen ihm und dem Volksgeist übergesprungen ist.»

Eine Sprache, in der sich pseudowissenschaftlicher Schwulst mit schlichtem Unvermögen mischt, macht das Buch von *Hans Jürgen Geerdts, Goethes Roman Die Wahlverwandtschaften*, trotz mancher Einsicht im einzelnen, nahezu ungenießbar[33]. Der Verfasser, einer der Mitarbeiter des eben genannten Sammelbandes, gehört seit kurzem dem Redaktionskollegium der «Weimarer Beiträge» an. Selbstverständlich, daß er den Roman vom «progressiven» Dogma her versteht und aus diesem «Akt polemischer Poesie» «die Verheißung gesellschaftlich-historischen Fortschritts» herausliest.

Einwandfrei sachlich, und durch beste Sachkenntnis ausgezeichnet, ist das von *L. J. Scheithauer* durchgreifend erneuerte

Büchlein von *Th. Friedrich, Goethes Faust erläutert*[34]. Die Forschungsergebnisse von Hertz, Hohlfeld oder gar Emrich konnten wohl nicht eingearbeitet werden, ohne den Rahmen zu sprengen. Ihre Schriften sind in der nützlichen Bibliographie wenigstens genannt. Hervorzuheben ist, neben dem Faust-Wörterbuch, die vorzügliche Entstehungs- und Stoffgeschichte.

In ansprechenden Studien zu Wilhelm Meister *Goethe und der Roman* deckt *Hanno Beriger* Wesenszüge von Goethes Erzähltechnik auf[35]. Die entscheidende Frage *Wilhelm Meisters Lehrjahre, ein Bildungsroman?* stellt *Kurt May*[36].

Mit Wilhelm Meister und namentlich mit Faust beschäftigen sich vielfach auch die Aufsätze von *Ernst Jockers, Mit Goethe*, die von einer Reihe deutsch-amerikanischer Institutionen als Festgabe zum siebzigsten Geburtstag des Verfassers dargeboten werden[37]. Ob auch nicht immer ganz überzeugend, behalten sie als sympathische Äußerungen der Goethepflege in den USA ihren Wert.

Goethes Amerikabild schildert in seiner Schrift *Das Glück der Gegenwart* überaus lebendig *Johannes Urzidil*, den Lesern der Monatshefte von seiner «Literarischen Reise durch Massachusetts» bekannt (Mai 1958)[38]. *Udo Rukser*, von dem man hier ebenfalls einen Aufsatz las (Juli 1958), stellt in seinem fesselnden Werk *Goethe in der hispanischen Welt* ein wesentliches, bisher so gut wie unbekanntes Kapitel Wirkungsgeschichte dar, die Goetherezeption des spanischen Kulturkreises[39]. Das eine gewaltige Stofffülle meisternde Buch zeichnet eine Entwicklung nach, die von ablehnender Gleichgültigkeit bis zu bewundernder Verehrung geht. Dabei treten nicht nur die Hauptlinien der spanischen Geistesgeschichte der alten und neuen Welt in den letzten 150 Jahren hervor, sondern auch Goethe selbst erscheint oft in überraschender Sicht. Seine sittlich-menschliche Wirkung ist in der Hispania noch größer als seine literarische. «Goethe — el libertador, el educador», heißt es für eine kleine Elite. Um eine solche handelt es sich selbstverständlich nur, trotz den zahllosen Publikationen, die Ruksers Bibliographie verzeichnen kann. Es ist ja allerorten auf Erden so, wie im Goethe-Jahrbuch 1957 Prof. Eiichi Kikuchi aus Japan berichtet: daß der geistige Einfluß Goethes mehr in die Tiefe als in die Breite reicht. «Meine Sachen können nicht popular werden», sagte der Alte selbst zu Eckermann. «Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen.»

Fritz Rittmeyer

---

[1] Hanser, München 1958. Vorzügl. Erläuterungen, zieml. viele Druckfehler, sinnstörend in Nr. 572 der Wegfall von «nicht», in Nr. 585 «ein wenig» statt «wenig». [2] Kohlhammer, Stuttgart 1956. [3] Athenäum, Bonn 1957, 2. Aufl. Bespr. v. E. Staiger, NZZ 3. 7. 57, Nr. 1933. Ergänzungen: R. Mülher, Der Lebensquell, D. Vierteljahrsschr. 1957/1. Überholt ist F. C. Endres, Symbolik v. Gs. Faust, Rascher, Zürich 1932. [4] Arion, Weimar 1958. [5] Insel, 1957. Über Reinhard vgl. E. Howald, NZZ 1. 6. 1958, Nr. 1597. Zum alten G. auch: E. Staiger, Der 70j. G. Schw. Monatshefte Febr. 1958. [6] Beide Böhlau, Weimar 1957. [7] Kohlhammer, Stuttgart 1957. [8] Nova Acta Leopoldina 18/126. J. A. Barth, Leipzig 1956. [9] Böhlau, Weimar 1956 u. 1957. [10] Winter, Heidelberg 1957. Vgl. Schw. Monatshefte, Juni 1957. [11] Francke, Bern 1957. [12] Kantstudien, Erg. h. 72, Universitätsverl., Köln 1957. [13] Arani, Berlin 1957. [14] Arion, Weimar 1957. [15] Vgl. Schw. Monatshefte, April 1956 u. Juni 1957. Die fgd. Bde. Akademie-Verl., Berlin 1957 u. 1958. [16] Ebd. 1958. [17] Ebd. 1957. [18] Cotta, Stuttgart 1956. [19] Diederichs, Düsseldorf-Köln 1957. [20] Kröner, Stuttgart 1949, 6. Aufl. [21] de Gruyter, Berlin 1950, 4. Aufl. [22] Insel, 1957. [23] Kindler, München 1957. [24] Schneekluth, Darmstadt 1956. [25] Bibl. Institut, Leipzig 1957. [26] Insel, 1956. [27] Kiepenheuer, Weimar 1956. [28] Schwab, Stuttgart 1957. [29] Lometsch, Kassel 1956 u. 1958. [30] Cotta, Stuttgart 1957. [31] Böhlau, Weimar 1957. [32] Volk u. Wissen,

Berlin 1956. [33] Arion, Weimar 1958. [34] Reclam, Leipzig o. J., 4. Aufl. [35] Juris, Zürich 1955. [36] D. Vierteljahrsschr. 1957/1. In Zs. vgl. ferner: W. v. d. Steinen, Mittelalter u. G.zeit, Historische Zs., April 1957. M. L. Blumenthal, G. u. Zelter, Die Sammlung, Juli/August 1957. H. M. Stückelberger, Gs. Verhältn. z. christlichen Glauben, Reformatio, Jan. u. Febr. 1958 (im einzelnen oft anfechtbar). L. Birchler, Üb. d. Form v. Gs. Faust, Schw. Rundschau, Juli/Aug. 1958. [37] Winter, Heidelberg 1957. [38] Artemis, Zürich u. Stuttgart 1958. Zu beachten auch: Mit Goethe durch das Jahr 1959, ebd. 1958. [39] Metzler, Stuttgart 1958.

Antike Schriften zur Religionsphilosophie und Medizin

Plutarch von Chaeronea — die bedeutendste Gestalt im griechischen Geistesleben um die Wende des ersten zum zweiten Jahrhundert nach Christus — war einer der fruchtbarsten Autoren der Antike. Das auf uns gekommene Werk umfaßt mehrere tausend Druckseiten — etwa die Hälfte dessen, was er geschrieben hat! Seine Schriftstellerei erstreckte sich über viele Gebiete, denn es gab kaum etwas, das ihn nicht interessierte. Auf die Nachwelt haben neben seinen berühmten Biographien vor allem die popularphilosophischen Schriften nachhaltige Wirkung ausgeübt. Unter diesen sind diejenigen Abhandlungen von besonderem Interesse, welche sich mit Religionsfragen befassen. Ihre Bedeutung liegt schon in der äußeren Tatsache, daß — abgesehen von den Büchern Ciceros «Über das Wesen der Götter» und «Über die Weissagung» — die heidnisch-theologische Literatur des Altertums nur noch in Trümmern vorhanden ist, da die christliche Spätantike davon nichts mehr wissen wollte.

Plutarch war wie kaum ein anderer dazu berufen, religionsphilosophische Probleme zu erörtern: einerseits gehörte er der platonischen Schule an, deren damaliges Haupt, Ammonios, ihm entscheidende Anregungen fürs Leben gegeben hat. Anderseits wirkte er mehr als zwanzig Jahre lang als einer der beiden Priester des pythischen Apollon in Delphi. So mag es auch nicht verwundern, daß er sich im Rahmen der religiösen Fragen besonders mit delphischen Problemen auseinandergesetzt hat. Frucht dieser Studien sind die «pythischen Schriften», Dialoge, welche auch äußerlich den heiligen Bezirk in Delphi zum Schauplatz haben: «Über das E in Delphi», «Warum weissagt die Pythia jetzt nicht in Versen», «Über die eingegangenen Orakel», «Späte Vergeltung durch die Gottheit». In enger Beziehung dazu steht das Gespräch «Über den Schutzgeist des Sokrates». Endlich gehört hieher auch ein Mythos aus der im Hauptteil naturwissenschaftlichen Abhandlung «Über das in der Mondscheibe erscheinende Gesicht». Diese sechs Schriften hat nun Konrat Ziegler, ein ausgezeichneter Kenner Plutarchs, neu zugänglich gemacht, indem er sie übersetzt, mit Einleitung und Erläuterungen versehen, in einem Band herausgegeben hat und uns damit ermöglicht, ein abgerundetes Bild von Plutarchs religionsphilosophischer Schriftstellerei zu bekommen[1].

Die äußere Form verrät den Platoniker. Im Dialog werden durch den Mund der Gesprächsteilnehmer verschiedene Ansichten über die aufgeworfenen Fragen in lebendiger Darstellung vorgetragen. Dabei tritt der Ort der Unterhaltung oft deutlich hervor, so vor allem in «Warum weissagt die Pythia jetzt nicht in Versen». Die schon beginnende Aus-

---

[1] Plutarch, Über Gott und Vorsehung, Dämonen und Weissagung, religionsphilosophische Schriften, eingeleitet und neu übertragen von Konrat Ziegler, Artemis-Verlag, Zürich.

einandersetzung wird dort durch eine Besprechung der Bauten und Kunstwerke unterbrochen, zwischen denen die diskutierende Gesellschaft sich bewegt. Selbstverständlich sind diese Angaben über die Topographie Delphis von allergrößtem Wert. Sie haben — neben den Hinweisen, die Pausanias im 10. Buch seiner Wanderung durch Griechenland gibt — den französischen Ausgräbern als Führer gedient und wichtige Dienste geleistet.

Den allgemeinen philosophischen Hintergrund der Erörterungen bildet ein stoisch gefärbter Platonismus. Über alle Zweifel erhaben ist für Plutarch die Existenz einer ewigen Gottheit als der Ursache alles Seins, wobei dieses letzte Prinzip ein Eins, nicht ein Vieles ist. Daneben aber nimmt er die polytheistische Religion der Väter als heilige Überlieferung hin, wie das schon Platon getan hat. Auf dieser Grundlage werden nun die Einzelfragen abgehandelt, so etwa diejenige der Theodizee, die schon seit Solon die griechischen Denker beschäftigt hat; und da der Erweis einer irdischen Gerechtigkeit ohne rechte Überzeugungskraft bleibt, folgt, in vielem an den Schlußmythos in Platons Staat anklingend, eine Vision des Jenseits, in dem Schuld und Verdienst, die auf Erden unausgeglichen blieben, ihre gerechte Verteilung finden. Besonders mußte den delphischen Priester die Frage interessieren, aus welchen Quellen das Wissen um die Zukunft stamme, wie es unter anderm das pythische Orakel vermittelte; denn Plutarch glaubte fest, übrigens in vollem Einklang mit der stoischen Philosophie, an die Wahrheit der Weissagungen. Zur Erklärung werden Dämonen als Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen angenommen. Auf dem Wirken dieser Zwischenwesen beruht die Funktion der Orakel, sind doch die Dämonen eigentlich nur vom Körper gelöste Seelen, mit der Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen. Schon im Körper hat ja die Seele in Träumen und in der Nähe des Todes gelegentlich weissagende Kraft. Wirkung von Seele auf Seele ist es also, wenn die Dämonen in Propheten und Prophetinnen den Enthusiasmus der Weissagung erwecken.

Die Gedanken, die Plutarch vorträgt, sind wohl zum kleinsten Teil von ihm selbst gefunden. In erster Linie geht es für ihn darum, bereits bestehende Lehren vorzutragen. Dabei gestattet ihm die dialogische Kunstform, eine klare eigene Stellungnahme zu umgehen, weil er das — offenbar von der Skepsis der mittleren Akademie beeinflußt — für philosophischer hält als eine dogmatische Festlegung.

*

«Man wird der griechischen Kultur nicht gerecht, wenn man den Arzt neben dem Grammatiker und Philosophen vergißt.» Dieser programmatische Satz aus der Feder von U. v. Wilamowitz kennzeichnet die in den letzten Jahrzehnten wachsende Erkenntnis der Wissenschaft von der tragenden Bedeutung der Medizin im Rahmen der hellenischen Geistigkeit. Allerdings ist diese Ausweitung des Blickpunktes bis heute noch nicht Allgemeingut der Bildung geworden. Vollends ist die Gestalt des bedeutendsten griechischen Arztes, des um 460 v Chr. auf Kos geborenen *Hippokrates*, für die meisten bloßer Name geblieben, obwohl ihn Aristoteles den «Großen», Galen sogar den «Göttlichen» genannt hat, was zeigt, welche Stellung dem Hippokrates — der auch schon von Platon erwähnt wird — in den Augen der Griechen zukam.

Die Gründe für diese Zurücksetzung lassen sich leicht aufweisen. Das sogenannte Corpus Hippocraticum ist kaum zugänglich, gehört doch die griechisch/französische Ausgabe von E. Littré in 10 Bänden (1839—1861) zu den Raritäten des Antiquariatsmarktes. Eine neue Gesamtedition fehlt, denn das Corpus Medicorum Graecorum ist noch unvollendet. Vor allem aber sind die 52 im Corpus Hippocraticum vereinigten Schriften ein Sammelsurium verschiedenster Herkunft. Entstanden ungefähr zwischen 430 und 330 v. Chr., vertreten die einzelnen Abhandlungen sich widersprechende Ansichten und

sind auch in der Art der Darstellung unter sich vollständig verschieden. Ganz aussichtslos erschien es deshalb noch vor wenigen Jahrzehnten, aus diesem Wirrwarr den echten Hippokrates auszusondern. Inzwischen ist es nun unermüdlicher philologischer Forschung geglückt, fünf Schriften als eindeutig von Hippokrates stammend zu erweisen. Diese hat jetzt *W. Capelle* in musterhafter Übersetzung, nebst Einleitungen und Anmerkungen, herausgegeben[2]. Damit ist zum ersten Male auch der Außenstehende in der Lage, zu Hippokrates in Beziehung zu treten.

Die erste Schrift handelt von der Epilepsie. Schon die Einleitung zeigt die allgemeine Haltung des Verfassers: «Mit der sogenannten heiligen Krankheit hat es folgende Bewandtnis. Sie scheint mir um nichts göttlicher oder heiliger zu sein als die anderen Krankheiten, sondern sie hat den gleichen Ursprung wie die andern.» Die folgende Schilderung der epileptischen Anfälle überrascht durch ihre genaue Beobachtung und Naturwahrheit, ja sie stimmt, wie Capelle feststellen konnte, in erstaunlichem Maße mit der Darstellung eines modernen Internisten überein. Nicht weniger beeindruckend ist die Schrift «Von der Umwelt». Sie sieht den Menschen im Rahmen der Faktoren, die seinen Daseinsraum ausmachen: von der Temperatur, der wechselnden Witterung, dem Wasser bis zu den sozialen Verhältnissen, in die er hineingeboren ist, ja von da aus eröffnet sich weiterhin in knappen Andeutungen der große kosmische Zusammenhang, an dem der Mensch teilhat. Die Verbundenheit mit der damaligen Naturphilosophie ist hier nicht zu verkennen. Die Schrift «Prognostikon» stellt die entscheidende Bedeutung der Diagnose für die Therapie in den Vordergrund und zeigt an Einzelfällen die Symptome von Krankheiten auf, deren Zusammenschau erst eine Prognose über den zu erwartenden Verlauf ermöglicht. Ähnlich enthalten die zwei Bücher «Epidemien» präzise Krankheitsschilderungen. Bei diesen kann kein Zweifel darüber bestehen, daß es sich vornehmlich um Krankengeschichten handelt, die für den persönlichen Gebrauch des Verfassers bestimmt waren und wohl erst aus dem Nachlaß herausgegeben worden sind.

So bunt der Inhalt der vorliegenden Abhandlungen ist, eines ist ihnen allen gemeinsam: der tiefe sittliche Ernst des Arztes, dessen höchstes Anliegen darin beruht, dem leidenden Mitmenschen zu helfen. Es ist dasselbe Verantwortungsbewußtsein, das in schönster Weise auch im hippokratischen Eid zum Ausdruck kommt, der im Anhang vom Herausgeber mit abgedruckt wird.

Capelle widmet sein Buch «den wahren Ärzten in allen Landen». Möge es unter Medizinern und Laien viele Leser finden!

Ernst Gegenschatz

[2] Hippokrates, fünf auserlesene Schriften, eingeleitet und neu übertragen von Wilhelm Capelle, Artemis-Verlag, Zürich.

Leonardos Untergangsvisionen

Selten vermag ein einziges kunsthistorisches Werk die Forschung zugleich auf so vielen Bahnen voran zu tragen, wie es der Monographie über *Leonardos Visionen von der Sintflut und vom Untergang der Welt* von *Joseph Gantner*, Ordinarius an der Universität Basel, gelingt. Hier wird erstmals auf Grund sämtlicher Zeugnisse über Leonardos Anschauungen von den Verwandlungen und vom Ende der Welt berichtet. Dabei erwägt der Autor das Verhältnis zwischen überlieferter und neuer, persönlich dichterischer Endzeit-Ikonographie, erhält gleichzeitig besondere Einsichten in Leonardos wissenschaftliches und künst-

lerisches Denken und gewinnt schließlich selbst Zugang in das Arcanum der schöpferischen Vorstellungsformen, in das Reich der «Präfigurationen». Dokumentation, Interpretation und Begründung einer Lehre von den «Präfigurationen», dies alles ist gleichermaßen geleistet an dem einen, ebenso schwierigen wie ergiebigen Thema[1].

Dieses Thema selbst ist ein Fund. Die Darbietung aller erhaltenen Text- und Bilddokumente zur «künstlerischen Idee» des Weltuntergangs allein hätte genügt, dem Buch innerhalb der Leonardo-Forschung einen bedeutenden Platz zu sichern. Leonardos Gedankenwelt muß ja erst wieder erobert werden, mit unendlicher Mühe, durch Rekonstruktion, Motiv um Motiv. Denn er selbst äußerte sich in der «Zerstreuung», in «raccolti senza ordine», sprunghaft notierend und skizzierend, und der Nachlaß hat sich vollends in der Diaspora verloren. Erst seit kurzer Zeit — besonders seit dem Gedenkjahr 1952 mit seinen Ausstellungen, Kongressen und Publikationen und durch Marinonis vollständige Faksimile-Edition — sind die Grundlagen für eine Wiederherstellung der leonardesken Enzyklopädie geschaffen. Gantner, einer der Pioniere auf dieser neuen Ebene, zeigt nun, daß das Denken über Anfang und Ende der Welt zu den Leitideen in Leonardos Gesamtwerk gehört, ja, daß die Vision des Weltuntergangs wie nichts anderes den Alternden im Banne hielt.

In jungen Jahren folgt der Malerdenker dem biblischen Mythos des «diluvio» als der von Gott gelenkten Sintflut, die noch Arche und Rettung kennt und in bestimmtem Zusammenhang mit dem Jüngsten Gericht steht. Aber um 1500 melden sich Zweifel, und fortan sieht Leonardo mit dem Gleichmut des Weisen einem hoffnungslosen, vollständigen Weltuntergang entgegen. Gestörtes Gleichgewicht zwischen Feuer und Wasser werde die Erde entweder in Brand oder in Überflutung setzen. Als unermüdlicher, begnadeter Beobachter kennt Leonardo die Natur des Wassers, seine Strömungs- und Strudelgesetze, seine erdbewegende und -zerstörende Gewalt. Dem Kosmologen fällt es nicht schwer, die kleinen Gewißheiten in ungeheure Räume und Zeiten zu projizieren. In seinen späten Visionen prophezeit er schreibend und zeichnend den grauenvollen Wassertod alles Lebens und das Ende des Planeten. Dem Wandel dieser Katastrophenvorstellungen folgt Gantner Schritt um Schritt, und der Leser wird zwischen Originalquellen und Interpretationen so genau vorangeführt, daß er gelegentlich in der geistigen Werkstatt des Genies selber zu weilen meint. Weltuntergang: das Buch hätte, auf Aktualitäten anspielend, der Kommentar zu einem utopischen «schwarzen» Roman werden können; allein Gantner wahrt seinem Gegenstand in jedem Augenblick den hohen Rang einer Menschheitsdichtung.

Gestaltung und Umgestaltung, Anfang und Ende der Welt: was für ein künstlerisches Thema, über alle übliche Ikonographie hinaus, am Rande des Denk- und Vorstellbaren! Der Sechzigjährige ist «ganz allein mit der Erde» und hält die Vorstellung planetarischer Kataklysmen aus — diese Situation des Künstlers ist einmalig. Hier erreicht die Renaissance nach wenigen Jahrzehnten gleich den Gegenpol zur mittelalterlichen «ars mechanica»: nach Leonardo ist der Künstler «Signore e Dio», Herr und Gott, ein Schöpfergeist, der nach eigenem Belieben Welten aufzurufen und zu zerstören vermag. Daß an diesen Visionen nichts Makabres, Schwärmerisches und Halluzinatorisches ist, betont Gantner mit Recht; denn an ihnen sind Naturwissenschaft und Philosophie mit ganzer Autorität beteiligt. In keinem andern Thema konvergieren die Fakultäten so vollständig. Zwischen Wissenschaft und Kunst besteht kein Konflikt, sondern das Verhältnis gegenseitiger Steigerung. Der Tragiker Leonardo erweist sich so als eine Projektion des 19. Jahrhunderts, abgeleitet

---

[1] Joseph Gantner, Leonardos Visionen von der Sintflut und vom Untergang der Welt. Mit 54 Abbildungen. Verlag Francke, Bern 1958.

aus der Ideologie der künstlerischen Vollendung. Ihren gemeinsamen Grund haben alle die Vorstellungen im Visionären, im «intellektuellen Schauen», das heißt in einem Zustand der Phantasie, der dem endgültigen Fixieren in Wort und Bild vorangeht.

Nach seiner Lebensspanne wird Leonardo allgemein der Hochrenaissance zugerechnet; allein in welchem Sinne darf er als deren Repräsentant gelten? Die Frage, von dem neuen Thema aus gestellt, rührt an Fundamente. Das Bündnis von Kunst und Wissenschaft war seit Brunelleschi, Donatello und Masaccio in Geltung, und das statisch dingliche Sichtbarmachen von Naturgesetzen gehörte zu den Voraussetzungen der Frührenaissancekunst. Indessen läßt Leonardos Kosmologie mit ihrem übermenschlichen Maßstab und ihrer dynamischen Art alles Renaissancegemäße hinter sich. Nicht auf die Dinge selbst, in ihrer Beschaffenheit und ihrem Dasein im Raum, richtet sich der Blick, sondern auf die elementaren Kräfte, denen sie unterworfen sind. Wasser und Wind, von Leonardo lebenslang studiert, Feuer und Erdbeben: sie wirken als «Motoren» auf die Erde ein. In erodierten Landschaften, berstenden Felsen, Kontinentalschüben, alles verschlingenden Wasserstürzen und Weltstürmen erkennt der «uomo universale» ihre verwandelnde und auflösende Gewalt. So kann beispielsweise die Landschaft nicht länger Menschenraum und Stimmungsträger im Sinne der Renaissancetheorien bleiben. Der Visionär gibt die — dem Quattrocento so teuren — stofflichen Sonderheiten auf und sieht schließlich nur mehr bewegte Materie, «Urfunktionen an Ursubstanzen». Auch der eben errungene rationale Raum löst sich ins Unendliche auf, und die nennbare Zeit weicht einer größeren, dichterischen Dimension, «o tempo, consumatore delle cose».

Wo bleibt da der Mensch, das Maß der Renaissance? Als Sandkorn, als Strandgut treibt er in den Katastrophenfluten, «gran quantità di popoli». Welch ein Rückzug vom Individuum, zuerst in die Skepsis, dann in die über- und unmenschliche Weltschau! Afrika und Europa verändern ihre Gestalt, der Kaukasus leuchtet unermeßlich im Abendschein, Gebeine treiben über einen Kontinent — das sind Themen Leonardos. In den späten Katastrophenblättern verliert er den Menschen vollends aus den Augen, und schließlich steht vor ihm die Leere nach dem letzten Aufruhr, ohne Lebewesen, ohne Oben und Unten, das Nichts.

Als Historiker weist Gantner bei Gelegenheit auf den «protobarocken» Charakter dieser Entgrenzungen hin. In der Tat erlangen der unendliche Raum, die menschliche Gestalt als Strömungsteil, die kosmische Bewegung, die Metamorphose und ähnliches erst in den Generationen des Manierismus und des Barocks allgemeinere Vor- und Darstellbarkeit. Und doch hat sich keiner mehr so bis an das Ende gewagt wie Leonardo. Die moderne, komplexe Strukturformel der Hochrenaissance wird durch Gantner an unerwarteter Stelle bestätigt und erweitert. Denn die Kunstgeschichte hat die Theorie vom «Gänsemarsch» der Epochen allmählich ersetzt durch den Nachweis eines Nebeneinanders von Haupt-, Neben-, Unter- und Gegenströmungen. Wie schon Jacob Burckhardt ahnte, muß das Vierteljahrhundert der Klassik zu Beginn des Cinquecento als das pure Wunder gelten, als eine «unmögliche», heute fast unverständliche (und entsprechend vernachläßigte) Leistung über später Gotik, vergreister Frührenaissance, frühem Manierismus und Protobarock. Selbst Raffael vermochte, wie Theodor Hetzer gezeigt hat, die Höhe der Klassik nicht sein frühvollendetes Leben lang zu halten. Nun ist Leonardo seinerseits durch Gantner als ein Janus erwiesen: Hochrenaissance mit Tag- und Nachtseite, mit Vollendung und endlosem Schweifen. Die Deutung allbekannter Bilder wie der Mona Lisa, der Anna Selbdritt, des Hieronymus oder der Felsgrottenmadonna erfährt dadurch eine Vertiefung: hinter den vollendeten, seelenvollen Gestalten dehnen sich Urlandschaften, langsam von den Gewalten erodiert, von befremdlichem Raum- und Zeitmaß, in unge-

wöhnlichem, tiefsinnigem Widerspiel — Schönheit und Existenz als Wunder? Durchschaute Vergänglichkeit? Das «Oberflächliche» der Klassik steht über Abgründen.

Die Kunstwissenschaft versucht zur Zeit auf vielen Wegen in die Tiefenschichten des künstlerischen Schaffens zu gelangen. Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen kann gelegentlich das Wachsen einer Bildidee sichtbar machen, bei Abnahme von Fresken des Tre- und Quattrocento kommen die monumentalen Entwürfe auf der Wand zutage, und in den modernen Werkmonographien werden alle Arten von Vorgestaltungen ernst genommen. Es ist aber Joseph Gantner zu verdanken, wenn das Elementarreich der «Präfigurationen» heute systematisch erschlossen und der Forschung zugeführt wird — nicht nur die zielstrebig auf Vollendung hin angelegten Probeformen, sondern auch der endlose Vorrat schöpferischer Träume, Ahnungen und Versuche, auch das Unvollendete und Unvollendbare. Ein Symposion in Saarbrücken hat 1956 unter Gantners Leitung das «Unvollendete als künstlerische Form» statuiert. Das vorliegende Leonardo-Buch darf als die bisher überzeugendste Probe aufs Exempel gelten. Wie Valéry belauscht Gantner Leonardos Phantasie. In einer Kunstgeschichte der vollendeten Meisterwerke wäre der große Florentiner durchaus verkannt; denn fast immer bewegt sich sein Genie im «präfiguralen» Raum, wo Text- und Bildnotizen ineinander übergehen, wo Inhalt und Form ungeschieden sind, wo Kunst und Wissenschaft ein Gemeinsames bekunden. Es gibt hierfür objektive Gründe: Leonardo erkennt und anerkennt die unaufhaltsame Verwandlung, den Gestaltverlust aller Formen; die Dinge fixieren, hieße sie verfälschen; dem Thema des Untergangs ist nur durch ständigen Wechsel der Aspekte beizukommen. So herrscht in dieser Heimat der schöpferischen Gedanken, mit Leonardos eigenen Worten, eine dauernde «trasmutazione di forme», und wirklich schweift er ohne Mühe von der physikalischen Notiz zur künstlerischen Skizze, von der lehrhaften Anweisung zum visionären Wurf. Ganze Serien von Aufzeichnungen jeglicher Art umschwärmen das Thema, jenes Thema, das an sich einer Vollendung im Sinne der Hochrenaissance entzogen bleibt. Zu Grunde liegt aber, auch bei Leonardo, der «platonische» Zweifel Dantes an der Aussprechbarkeit einer künstlerischen Vision: «la forma non s'accorda all'intenzion dell'arte.» Und Vasari erscheint nirgends glaubhafter als in der Mitteilung, Leonardo habe von «eccellenza e perfezione» eine so hohe Vorstellung gehabt, «che con le mani... non si sarebbono espresse mai».

Diese neue Respektierung des Unvollendeten und Unvollendbaren schließt an Wölfflins «Vorstellungsformen» und an Handreichungen der Psychologie an. Ihre Bedeutung ist so hoch anzuschlagen, daß Gantner mit Recht der Einzeluntersuchung zu Leonardo ein grundlegendes Kapitel vorausschickt. Von den hier aufgeworfenen Fragen wird man viele in den Werkstätten der Kunstwissenschaft von morgen wieder finden. Denn das jeweilige Verhältnis zwischen «Präfiguration» und Figuration charakterisiert auf neue Weise nicht nur einzelne Künstler, sondern auch Epochen, Nationen, Gattungen. Dem unbändig Individuellen, dem Barocken und dem Altersstil scheint das «Präfigurale» besonders nahe zu liegen. Nebenbei ist auch das Problem aufgeworfen — es stellt sich etwa vor Trainis großartigen Vorzeichnungen im Camposanto zu Pisa — inwiefern der «Zaubergarten» der ersten Entwürfe von den scharfen Stilwandlungen der vollendeten Werke entrückt bleibe.

Es fällt auf, mit welcher Übersicht und Behutsamkeit der Autor seine Gedanken entfaltet und wie sicher er den Leser über schwierigste Wege leitet. Dem Verlag bedeutete es sichtlich ein Vergnügen, das Thema des Unvollendeten in ein vollendetes Gewand zu kleiden.

Emil Maurer